Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 8 (1966)

Artikel: Engadiner Orakelbräuche am Silvester und Dreikönigstag

Autor: Büchli, Arnold

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971797

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vergangenes und Gegenwärtiges

Engadiner Orakelbräuche am Silvester und Dreikönigstag

Von *Arnold Büchli*

Wer hinge so zäh am Althergebrachten wie des Volkes Glaube und Brauch? *Epiphania*, der 6. Januar, den man in Rom vierthalb Jahrhunderte lang als Geburtstag Jesu feierte, war das älteste Fest der christlichen Kirche. Da sah das Volk um Mitternacht den Himmel geöffnet. Und wer dann die Dreifaltigkeit zu erblicken vermochte, dem gingen drei Wünsche in Erfüllung. Der Tag hat sich seit dem kürzesten nun schon um einen Hirschsprung verlängert, und darum ist am *Dreikönigsfest* üppigeres Essen und Bechern geboten. So viele Sterne einer beim Einnachten durch den Schornstein erspäht, so viele Schoppen Wein darf er an diesem Abend trinken.

Der 6. Januar ist der letzte Tag der «Zwölften», der weihnachtlichen Festzeit, das alte Neujahrsfest. Sein Abend gewährt einen Blick in die Zukunft. Wer würde erwarten, daß sich sogar in protestantischen Gegenden die Erinnerung an den einstigen Neujahrsbeginn bis in unsere Zeit erhalten hat? Und doch ist im Unterengadin «Babanía» — so haben sich die Ladiner dort das griechische Epiphania mundgerecht gemacht — populärer geblieben als selbst der Silvester. Die heiligen Drei Könige mit ihren Dienern ziehen zwar nicht mehr durch die Dörfer, aber der Glaube an die zukunftsträchtige Weihe des Abends von Epiphania hat sich im Bewußtsein des Volkes erhalten. Begreiflich, daß sich vorzüglich das *Liebesorakel* allgemeiner Beliebtheit erfreut.

Mehr nur als Spiel ist heutzutage das Bleigießen üblich, nicht ohne eine erschwerende Bedingung: Man holt das Wasser für das Gefäß am nächsten Brunnen, wobei aber kein Wort gesprochen werden darf. Dann das Zettelorakel. Da werden in gemischter Gesellschaft der Ledigen so viele Zettel mit Namen von Jünglingen als solche anwesend sind, in einen Hut geworfen, und jedes Mädchen zieht ein Zettelchen heraus. Der so Erloste ist dann ihr marus, ihr Liebster, wenigstens für die nun beginnende Tanzfestlichkeit.

Vielenorts wird diese schon am Silvester begangen und dann etwa auch ein anderes Orakel erprobt, das so recht aus den eigenartigen dörflichen Gegebenheiten der Talschaft herausgewachsen ist. Dabei zeichnen die Jungen in ihrem Versammlungsraum mit Kreide einen großen Kreis auf den Fußboden. Er versinnbildlicht die Gemeinde, und in ihm werden mit kleineren Kreisen die verschiedenen Brunnen, die Wahrzeichen der Dorfquartiere, angedeutet. Dann tritt ein Bursche nach dem andern an und wirft einen Schuh rückwärts über den Kopf hinweg in den Kreis. In dasjenige Brunnenquartier, in welches der Schuh zu liegen kommt, wird dessen Besitzer hineinheiraten. Fliegt der Schuh über den großen Kreis hinaus, dann wird der betreffende junge Mann sein Glück außerhalb des Dorfes machen.

Uralten Fruchtbarkeitszauber wiederholt ein Brauch, der sich in Remüs und, ursprünglicher und sinnreicher, in Ardez lange erhielt, bis der Bahnbau die Felder unterhalb der Dorfschaft und damit auch diese Tradition zerschnitten hat. Dort unten lagen nämlich die Hanfäckerchen, für jedes Haus eines, dicht beieinander. Und am Abend von Babanía schlittelten nun die Mädchen — nur diese — das Sträßlein vom Dorf herunter nach jenen kleinen Äckerchen, und dabei sangen sie, sang die weibliche Jugend, den mütterlichen Boden zu fruchtbarer Triebkraft anfeuernd:

«Chonva lunga, chonva lada —
Mincha pass üna roccada!»

In freier Übersetzung:

«Langer Hanf, breiter Flachs —
Jeden Schritt eine Kunkel voll wachs!»

«Und die Alten haben gemeint, daß dann Hanf und Flachs gut gedeihen würden», pflegen die Erzählerinnen bedeutungsvoll hinzuzufügen.

Ernsthafter und gespannter als beim Bleigießen geht es zu, wenn das Mädchen sich ein Haar ausreißt und dieses an einen Fingerring hängt, um ihn über dem Kreise eines Glases schwingen zu lassen. Dann zählt die Wißbegierige fein genau die Schwingungen hin und her, bis der Ring still hängt. Mehr als das Abc Buchstaben hat, werden es nicht sein, und der erzählte Buchstabe führt den künftig (oder schon jetzt?) geliebten Männernamen an. Wird es ein Duri, ein Gilli (Julius), ein Peider oder ein Tumasch (Thomas) sein?

In unseren fettarmen Zeiten ist leider ein anderes Orakel aus der Mode gekommen, zu dem die lieben Haustiere den Stoff lieferten. Das wundrige Jüngferchen mußte sich bei einer Witwe ein Stück Talg stehlen, das kein Mann zu Gesicht bekommen hatte. Das wurde in einem Schöpflöffel über einer Kerzenflamme geschmolzen. Dann kam der große Augenblick, da die giunfra das heiße Fett mit der linken Hand über die rechte Schulter zurück in ein hölzernes Gefäß warf — mit festgeschlossenem Mund. Die Figuren der Fettklümpchen, die sich da bildeten, wußten kundige alte Weiblein als Monogramme zu entziffern, die den lauschenden Mädchenohren angenehm klangen. In andern Stuben stellten die mannbaren Haustöchter je eine Schale voll Salz, Zucker und Wasser auf den Tisch und griffen mit verbundenen Augen in eine der drei Schüsseln. Geriet die tastende Hand ins Salz, dann kam bald ein goldenes Reiflein an den Ringfinger, aber es wurde eine schlechte Heirat. Der

Zucker dagegen verhieß eine gute Partie und das Wasser: das Verbleiben im ledigen Stande.

Um den Reiz anderer, jetzt fast eingeschlafener Bräuche zu verstehen, muß man sich in die vorelektrische Zeit oder auch in die vergangenen Jahre der Verdunkelung zurückversetzen. Da ging die erwachsene Jugend am Silvester gegen Mitternacht in die Kirche, so war es in dem originellen, altertümlichen Ardez Sitte, und während die Burschen in den Turm hinübertraten, um zu läuten, verweilten sich die Mädchen damit, die Bibel von der Kanzel auf den runden Tauftisch im Chor zu legen und aufs Geratewohl aufzuschlagen. Beim Schein einer Kerzenflamme wurde nachgesehen, welcher große Buchstabe links oben ein neues Kapitel anzeigte. Dies war die Initiale des Namens, dessen Träger das nachschauende Mädchen um das Jawort bitten würde. «Meistens ist es so gekommen», versicherte eine, die aus Erfahrung sprach. Ernsthaftere Naturen stellen indes in Abrede, daß die Bibel bei jener Gelegenheit solch profanen Zwecken dienstbar gemacht worden sei. Wenn man ihnen Glauben schenken soll, so wurde die auf dem Tauftisch geöffnete Bibel am andern, also am Neujahrsmorgen, für die kommenden Weltereignisse zu Rate gezogen. Man las das erste aufgeschlagene Kapitel nach, dessen Inhalt eine Deutung auf die Geschehnisse des neuen Jahres zuließ. Auf diese Weise soll sich Anno 1939 der zweite Weltkrieg angekündigt haben.

Der Abend voller Geheimnisse, da sich der spannenden Sehnsucht das Kommende offenbart, blieb im Unterengadin jedoch die *Babania*. Da tastet sich das liebeverlangende Haustöchterlein verstohlenerweise in den dunkeln Stall zum Schafpferch hin, um in der Schar der ängstlich in eine Ecke fliehenden Tiere nach einem zu greifen und es an der Wolle zu packen. Blinkt dann das Talglicht oder ein Streichholz auf, so wird geforscht, ob «man» ein Mutterschaf oder einen Widder gefaßt hat. Der «botsch», natürlich, will der Glücklichen anzeigen, daß sie im Laufe des Jahres einen Mann beim Wickel zu fassen kriegt. Da im Winter gewöhnlich nur *ein* Widder gehalten wird, ist es gar nicht so leicht, diesen beim Pelz zu erwischen.

Mehr Fährlichkeiten waren die neugierigen Heiratskandidatinnen ausgesetzt, wenn sie die Orakel im Freien auf den verschneiten Dorfstraßen versuchten. Dort konnte man Bekannte antreffen, die unschwer errieten, was man im Schilde führte. Darum trugen die klugen Jungfrauen zur Tarnung ihres Vorhabens etwa einen Korb am Arm oder die Schürzen aufgehoben, als ob sie darin die beliebten Neujahrsgebäcke ins Nachbarhaus brächten. Gewöhnlich begaben sich zwei, drei Freundinnen miteinander beim Abendläuten hinaus auf einen Platz, wo sich die Straßen kreuzten. Doch durfte dabei kein Wort laut werden und auch kein Gruß an etwa Vorübergehende, die den Mädchen vielleicht lachend auf die Füße schauten. Denn zu diesem Orakel trugen sie Pantoffeln statt der Schuhe. Auf dem gewählten Platz angelangt, schleuderten die Jüngferchen sodann den rechten Pantoffel rückwärts über den Kopf und nahmen in acht, wohin die Spitze des geworfenen Pantoffels zeigte. In dieser Richtung ging es nämlich zum Hause des Zukünftigen.

Wieder andere taten sich zusammen, um beim Klang der Abendglocken einen Gang durchs Dorf zu machen, auch sie unter dem Zwang strengen Redeverbotes. Der erste Mann, den sie antrafen, war verheißungsvoll. Der Anfangsbuchstabe seines (Vor-) Namens war auch derjenige des erhofften marûs nach vereinbarter Reihenfolge der Orakelgängerinnen. Es heißt auch, die Jünglinge hätten denselben Brauch geübt, bei dem sie auf die Namen der ihnen begegnenden Dorfgenossinnen erpicht waren. Einmal machten zwei Freundinnen ab, sie wollten «ir ad inscuntrar». Aber sie trafen keinen Menschen. Nur eine Katze lief ihnen über den Weg, ün giat. Aber auch diesmal bewährte sich das Orakel. Beide Mädchen bekamen einen Bräutigam mit einem Vornamen, der mit G begann, die eine einen Giovanni, die andere einen Giachen.

Mehr Herzklopfen verursachte der weiblichen Jugend von Ardez jedenfalls das Pantoffelorakel vor der Kirche. Dort stellten sich, sowie es am Babanía-Abend zu läuten anfing, die Mädchen auf, hoben den rechten Fuß und warfen den Pantoffel rückwärts gegen die Friedhoftüre. Dann wurde nachgeschaut, ängstlich, denn man nahm das «büttar la pantofla» bitterernst. Wies nun die Spitze des Schuhwerks nach der Kirche, so konnte die Besitzerin darauf zählen, daß sie in diesem Jahr zur Trauung geführt werde. Wenn aber der Pantoffel nach dem Friedhof schaute, dann wußte die bedauernswerte Jungfrau, daß sie bald im Sarg, den die roten Totenbüschel der Ledigen schmückten, zur letzten Ruhestätte getragen werde. Denn Glück und Unglück künden die Sterne der Dreikönigsnacht.

Die erste bündnerische Kantonsstraße

Von Johann Ulrich Meng

Aus zahlreichen Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts geht hervor, daß es damals mit den Landstraßen im allgemeinen schlecht bestellt war. In einem einschlägigen Bericht aus dem Jahr 1632 lesen wir, daß die Straßen zwischen bedeutenden Städten sogar nicht selten unlustig, rauh, verlottert und oft kaum befahrbar waren, daß 20 Pferde den Postkarren kaum durch den Dreck vorwärts brachten.

Auch in unserer engeren Heimat sah es nicht besser aus. J. Lenggenhager schreibt in seinem Buche über die Entwicklung der Poststraßen in Graubünden: «Auf der sogenannten Reichsstraße aus dem Fürstentum Liechtenstein–Luziensteig–Chur gab es wiederholt Zeiten, da Bundestag und